Naivitätsvorwurf, Vorrang des Zugriffs zunächst über Quellen oder über Forschungsliteratur (S. 76-80). Die Schlußfrage Nr. 100 nach der Zukunft der Geschichtswissenschaft dürfte jeden *comparativ*-Leser erfreuen: „Da der Umfang der Quellen gerade in der Alten, Mittelalterlichen und Frühneuzeitlichen Geschichte kaum signifikant zunehmen wird und die Quellensicherung mittels der historisch-kritischen Methode (→ Nr. 87) sich über viele Jahre bewährt hat, kann wissenschaftlicher Fortschritt in unseren Augen nur durch neue und neuartige Interpretationen des Quellenmaterials erfolgen. Für besonders erfolgversprechend halten wir – wie mehrfach erwähnt! – (→ Nr. 73, 81, 95) – die Anwendung der vergleichenden Methode.“

Der Band reagiert auf offenbar immer noch bestehende Defizite des universitären Lehrbetriebs in der Historie: Die wachsende Komplexität und Theoriegebundenheit von Historie scheint sich in der Hochschuldidaktik noch nicht in der Form niedergeschlagen zu haben, daß es für Studenten handhabbare und für die eigene Studienpraxis auch operationalisierbare Aufbereitungen gibt. Hier setzt dieser Außenseiterband ein klares Zeichen. Allerdings wäre eine kritischere Reflexion des hier zu Grunde liegenden Lernbegriffs sinnvoll gewesen: Der Katechismus verweilt auf dem klassischen, durch einige Positionsbekennnisse erweiterten Pauken, und macht die Kandidaten damit auf effiziente Weise prüfungsfit. Den Anwendungsbezug und eine Einbettung in die Forschungsliteratur zu dem Thema müssen die Studierenden allerdings selbst finden.

Friedemann Scriba

Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit (= Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit, 19), Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 2003, 287 S.

Wer heute ein Buch veröffentlicht, das wie der anzuzeigende Sammelband das große Wort vom „turn“ im Titel führt, weckt im besten Falle hohe Erwartungen, im ärgerlichsten Falle böse Ahnungen. Zu frisch sind noch die Erinnerungen an die meist zähen Debatten, mit denen sich der „linguistic turn“ durch die Abwehrmauern der Geistes- und Sozialwissenschaften schlagen mußte. Wer ähnliche Kampfansagen, theoretische Umstürze oder anstrengende Revolutionsbehauptungen befürchten sollte, sei jedoch sogleich beruhigt. Die aus der Vortragsreihe „Hamburger Gespräche zur Geschichtswissenschaft“ hervorgegangenen Beiträge sind zu einem guten Teil von ausgewiesenen Vertreter/innen der Mittelalter- und Neuzeitforschung verfaßt worden, und ein aufständischer Impetus liegt ihnen gänzlich fern. Freilich wollen Herausgeber und Autor/innen ein neues theoretisches Potential für die Praxis der Geschichtsschreibung fruchtbar machen, und sie behaupten durchaus selbstbewußt, damit eine unverzeihliche Lücke in der bisherigen Historiographie schließen zu können. Ausgangspunkt ist ihnen die Beobachtung, daß sich auch die modernen, vermeintlich so sprach- und textbasierten Gesellschaften wie ihre Vorgängerinnen in einem ganz erheblichen Maße „in Performances, Aufführungen, Inszenierungen und Ritualen“ verstan-

digen und damit ihren Wertordnungen Ausdruck geben (S. 2). Von einer text- zu einer handlungsorientierten Betrachtung der Geschichte zu kommen, ist daher die theoretisch-methodische Innovation, die der Band einfordert und für sich selbst in Anspruch nimmt.

Die kenntnis- und materialreiche Einleitung der Herausgeber wartet mit dem – an sich erstaunlichen – Befund auf, daß die „Handlung“ in den Arbeiten von Historiker/innen bis heute nur einen geringen Stellenwert eingenommen hat. Dabei, so *Jürgen Martschukat* und *Steffen Patzold*, ist sie ein wesentlicher Baustein, um Sinnegebung erklären zu können: Bedeutung entsteht erst, wenn die textliche Grundlage durch Äußern, Aufführen oder sich Verhalten in einen sozialen Kontext versetzt wird (S. 10). Nicht der Diskurs, so ließe sich eine alte Diskussion zuspitzen, bringt soziale Wirklichkeit hervor, sondern die ihn in Szene setzenden Darbietungen des Alltags in allen ihrer Vielfalt, ihren Verstrickungen und Widersprüchen. In der Mittelalterforschung hat das rezente Interesse für Gesten und Rituale den Blick für diese Einsicht schon geschärft, ebenso in Arbeiten zu Konfliktregelungen und symbolischem Handeln in der Frühmoderne. Die vom Postulat der modernen Rationalität ganz und gar durchzogene Geschichte des 19. und 20. Jh.s dagegen hat der performativen Herstellung von Gesellschaft bislang kaum Aufmerksamkeit geschenkt, – ein sehr konkretes Anliegen des Bandes ist es daher auch, dieses Ungleichgewicht beizulegen und die Fruchtbarkeit des Ansatzes über alle Epochen hinweg nachzuweisen.

Daß es mit dem Performativen auch so seine Tücken hat, zeigt die überblicksartige Klärung wichtiger Schlüs-

selbegriffe, die die Theaterwissenschaftlerin *Erika Fischer-Lichte* einbrachte. Von vielen der nachfolgenden Autor/innen immer wieder zitiert, sind ihre Begriffserläuterungen von „Performance“, „Inszenierung“ und „Ritual“ eine wichtige Bestimmung des Analyseinstrumentariums, mit dem eine handlungsbasierte Interpretation der Geschichte arbeiten kann. Im Vergleich mit den nachfolgenden Artikeln wird dabei deutlich, daß der Brückenschlag zwischen kulturwissenschaftlicher Theorie und Quellenevidenz auf saubere Begriffsarbeit angewiesen ist. Die Gegenstände der Beiträge bilden ein reiches Potpourri ganz unterschiedlicher Forschungsobjekte, und nicht in jedem Falle ist es überzeugend und mit Rückbezug auf die theoretischen Klärungen gelungen, den Erkenntnismehrwert des „performative turn“ deutlich werden zu lassen. Chronologisch reichen die Texte vom 9. Jh. bis zum frühen 20. Jh., inhaltlich beschäftigen sie sich u. a. mit spuckenden Theologen, dem Paris-Besuch der englischen Königin, der Nachahmung antiker Statuen in der Nacktkulturbewegung oder dem Fingerabdruck als polizeiliche Identifikationsmethode; sie umfassen also unterschiedliche Epochen und thematische Schwerpunkte von der Politik- bis zur Alltagsgeschichte.

Steffen Patzold beschäftigt sich mit dem Ausspucken im Frühmittelalter und untersucht detailreich dessen zeitgenössischen Bedeutungen (Geste der Verachtung, Zeichen des Erlösungswerkes Christi, Krankheitsfolge). Doch bildet den Kern seiner Untersuchung ein mißglücktes Ritual (S. 56), das Ausspucken des Theologen Amalar während einer Meßfeier, das Jahre später zum Beweis seiner häretischen Umtriebe und zum

Anlaß seiner Verurteilung wurde. *Patzold* will die Weite der bedeutungssetzenden Performance aufzeigen, doch weist er zugleich auf ihre Grenzen hin: Zwar ist es wohl richtig, daß einer Handlung keine konstante Bedeutung innewohnt (S. 81), doch gelingt es der Inszenierung des Theologen gerade nicht, die eigene Deutung des Handelns durchzusetzen. Zu Recht warnt deshalb auch *Geoffrey Koziol* in seinem Text über jene Urkunde, mit der Lothar seinen Sohn Ludwig V. im Jahr 979 zum König erhob, vor den „limits of performativity“ und vor einer ungerechtfertigten Rationalisierung des Mittelalters, indem man die Rituale der Menschen ihrer emotionalen Basis entkleidet und zweckrational funktionalisiert: „performativity is still not enough for understanding their rituals“ (S. 84).

Zu einer ähnlichen Einsicht kommt *Gerd Althoff*, der in einem stellenweise recht amüsanten Beitrag den rituellen Akten bei Papst-Kaiser-Begegnungen im 12. Jh. nachspürt. Die sorgfältig inszenierten Treffen (S. 109) galten einer symbolhaften Darstellung von Qualität und Zustand der Beziehung zwischen den ranghohen Personen, wobei den verschiedenen Gesten aus unterschiedlicher Perspektive unterschiedliche Bedeutung beigemessen wurde, was wiederum umfangreiche Verhandlungen im Vorfeld der Begegnungen über das Verständnis jedes Zeichens zur Folge hatte. Performance wird dabei als bedeutungsstiftender und Verbindlichkeit generierender Ausdruck sehr deutlich; auch hier zeigen jedoch die der Inszenierung vorgeschalteten Absprechungen und Planungen die Grenzen des Performativen (S. 131).

Erstaunliche Befunde präsentiert *Klaus van Eickels* in seinem Text, in

dem es von sich umarmenden und auf den Mund küssenden Königen nur so wimmelt. Überzeugend kann der Autor nachweisen, daß diese Gesten, die uns heutzutage so untrennbar mit emotionaler Nähe und sexuellem Begehren verbunden sind, im Mittelalter als Zeichen von Verbindlichkeit und wechselseitiger Anerkennung (S. 142) zum symbolischen Repertoire politischer Kommunikation gehörten. Erst das 19. Jh. hat mit dem Konzept der „Homosexualität“ solche Handlungen als Zeichen unerlaubter sexueller Neigungen interpretiert und für diese Überzeugung den hohen Preis bezahlt, zentrale Ereignisse der Reichsgeschichte nicht mehr wissenschaftlich zu bearbeiten (S. 137).

Mit der Konstitution politischer Räume in Venedig um 1600 beschäftigt sich *Achim Landwehr*; die Frage: wie wird Welt in Worte, Bilder und Handlungen gefaßt (S. 162) leitet seine Analyse. Wie sich Raum als sozialer Raum (S. 164) konstituiert, zeigt er anhand von Grenzziehungen, die im weitgehend kartenlosen Zeitalter durch topographische Beschreibungen und Inaugenscheinnahme performativ vorgenommen wurden, und anhand von Reisebeschreibungen, die den durchfahrenen Raum nur als Distanz zwischen Städte-Punkten wahrnahmen und so eine Raumkonstitution durch das Wort, nicht durch das (kartographische) Bild hervorbrachten.

Johannes Paulmann zeigt mit seiner Analyse des Paris-Besuches der englischen Königin Viktoria im Jahr 1855, wie die Besichtigung einer Weltausstellung zur symbolischen Darstellung und Verfestigung zwischenstaatlicher Beziehungen genutzt wurde. Persönliche Begegnungen von Staatsoberhäuptern, in der Diplomatiegeschichte lange als

prunkvolles Beiwerk der wichtigeren Depeschenpolitik abgetan, und die öffentliche Inszenierung der Beziehungen zwischen den Mächten machten gleichermaßen Staats- und Herrschaftssystem präsent (S. 186), und die königliche Performance diente der Ausstellung sozialer Muster von Männlichkeit und Weiblichkeit (S. 204).

In seinem Beitrag zur erkennungsdienstlichen Behandlung von Kriminellen verfolgt *Jens Jäger* die Inszenierung von Identifikationsmethoden im rationalen Verwaltungsapparat der Polizei. Allerdings wird – ob den Quellen geschuldet oder nicht, sei dahingestellt – die Darstellung der performativen Anteile von Körpervermessung und Fingerabdruckabnahme nicht recht plastisch; zwar erscheint die Annahme glaubhaft, in ihren Erfassungsmethoden habe die Polizei „etwas Imaginäres sinnlich in Erscheinung treten“ lassen und sich selbst wie den Staat sinnlich erfahrbar machen wollen (S. 209 f.). Doch ist dies nicht wirklich überraschend, und der Erkenntnisgewinn des performativen Ansatzes gegenüber den herkömmlichen Analysen der Strafverfolgung bleibt hier schmal.

Kräftiger wirkt dagegen die Schilderung der kulturellen Selbstinszenierung der vernünftigen bürgerlichen Welt in *Jürgen Martschukats* Beitrag über die Reform der Hinrichtungspraxis in den USA um 1900. Der Gegensatz zum „Straftheater“ der Frühmoderne tritt gegenüber der vom Glauben an die schmerzlose Tötung getragenen, bürgerlich geordneten und unter weitgehendem Ausschluß der Öffentlichkeit vollstreckten Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl deutlich zurück. Auch hier vollzog sich eine theatralische Aufführung, die nun dazu diente, einen Au-

genblick des vernünftigen Tötens zu erzeugen, „der den angeblichen Fortschritt und die vermeintliche Entwicklung der Gesellschaft nicht nur dokumentierte, sondern sogar generierte“ (S. 239).

In ihrem stellenweise vom theoretischen Unterholz überwucherten Beitrag stellt schließlich *Maren Möhring* die Nachahmung antiker Statuen in der deutschen Nacktkultur als ein Körperbildungsritual vor, mit dem Männer- und Frauenkörper performativ hervorgebracht und bestätigt wurden (S. 262). Dabei kann sie überzeugend nachweisen, daß im kultischen Posieren die Antike als Modell nationaler Selbstvergewisserung ihre Rolle fand und Griechenland als Referenzsystem für ein bürgerliches, antifeudales, antikatholisches und „arisches“ Deutschland erhalten mußte; ein „vergeschlechtlichtes und rassifiziertes Körperschema“ fand seinen Ausdruck und seine Konstitution in der Statuenimitation.

Insgesamt gesehen kann der performative Ansatz – trotz der internen Qualitätsunterschiede, die Sammelbände nun einmal so an sich haben – durch die Seiten des Buches hindurch Plausibilität und Erklärungskraft erringen, und er kann so auch hoffen lassen, seine Demonstration an ganz unterschiedlichen Gegenständen möge zur Nachahmung anregen.

Falk Bretschneider

Katja Patzel-Mattern: Geschichte im Zeichen der Erinnerung. Subjektivität und kulturwissenschaftliche Theoriebildung, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2002, 339 S.

Arbeiten zur Gedächtnisforschung und Erinnerungstheorie haben in den letz-